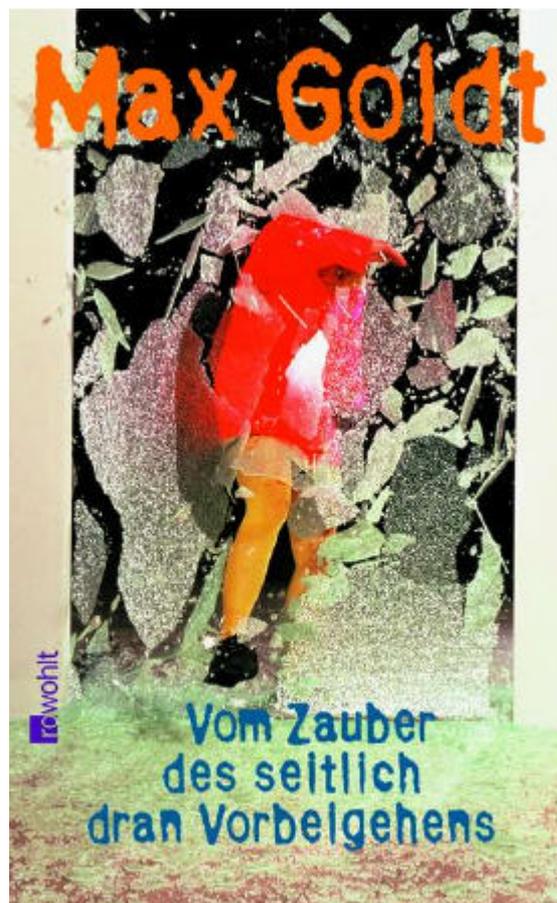


Leseprobe:

**Max Goldt**

**Vom Zauber des seitlich dran Vorbeigehens**

(Seiten 1-19)



# Inhalt

Das süße Nichts (Ich weiß noch, über was wir gestern abend geredet haben) . . .	7
Äpfel im Bett, Ärzte im Bergwerk . . .	20
Der Zauber des seitlich dran Vorbeigehens .	29
Ein alter Jugo-Drachen in der Wüste (Vier Tage im Emirat Katar) . . . .	35
Vom Munzinger-Trash zum Drall nach QQ .	50
Der Hugo . . . . .	69
Schulisches . . . . .	76
In Toronto gab es Kuchen mit Semikolon .	88
Das alte Kabel . . . . .	98
Die Verachtung . . . . .	104
Ein neuer Name für die Ostsee . . . .	116

Wir desertieren . . . . .	120
Gastronomisches . . . . .	125
Zwei Texte über Klumpen . . . . .	134
Metrosexualität, Transparenz und die drei dümmsten Aphorismen von Oscar Wilde . . . . .	143
Der Sprachkritiker als Unsympath und Volksheld versiegender Minderheiten . . . . .	151
Kölner Kotze . . . . .	167

## Das süße Nichts

(Ich weiß noch, über was wir  
gestern abend geredet haben)

Ob er mich geweckt habe, fragte am Telefon der Freund mit einem Deut gezielter Anteilnahme zur Mittagszeit, nachdem wir einen Abend bei mir zusammengesessen hatten, den zu kennzeichnen er den Begriff «Gelage» wählte, was ich zu dramatisch fand, denn, so erklärte ich ihm, zu zweit innert sechs Stunden drei Flaschen Wein zu leeren, sei durchaus europäisch maßvoll, mit anderen Worten, ich sei schon länger auf und guter Dinge.

«Sei's drum, laß gut sein», erwiderte der Freund. «Fragst du dich, wenn du nach solchen längeren Sitzungen morgens aufwachst, eigentlich auch manchmal: Über was haben wir gestern eigentlich die ganze Zeit geredet? Gewiß, man saß behaglich im Scheine wohlüberlegt verteilter Lampen und in angenehmer Entfernung zum jeweils anderen, anderthalb Meter etwa, so daß keiner brüllen mußte, man trank und biß auf Nüsse, mal ging der eine aufs Klo, mal der andere, und man redete ohne quälende Pausen, aber über was bloß?»

«Man könnte versuchen, und sei es nur zum Spaß, eine solche Unterhaltung zu rekonstruieren.»

«Ich könnte es nicht! Ich erinnere mich bloß noch an Pfeffermühlen und Herrenunterhosen.»

«Dann laß mich mal.»

Du kamst kurz nach acht, und wir gingen erst einmal in die Küche, weil das eben so Sitte ist, erst mal kurz in die Küche zu gehen mit Gästen, bevor man anregt, «rüberzugehen», also in den gastlich präparierten Wohnbereich. Dein erster mir erinnerlicher Gesprächsbeitrag bestand aus einer lobenden Erwähnung meines sauber abgewischten Küchentisches. Ich erwiderte, daß ich schon aus anspruchsvolleren Gründen gelobt worden sei, und hoffte, daß dir Gewichtigeres einfallen würde, wenn sich dir einst nach meinem Tode Mikrophone entgegenschöben, deren Benutzer von dir wissen wollten, was an mir bemerkenswert gewesen sei. Daraufhin griffst du zu meiner Pfeffermühle und meintest: Ja, du würdest sagen, toll an mir sei gewesen, daß ich eine angenehm ungroße Pfeffermühle gehabt hätte und nicht, wie heutzutage beinah alle anderen, ein Ungetüm im Maßstab einer Grabbeigabe aus phallokratischer Vorzeit.

«Ja, wenn du etwas spitzfindiger wärst, könntest du die Kleinheit meiner Pfeffermühle ebensogut auch kritisie-

ren», habe ich geantwortet. «Wo alle Welt mit Riesendildos pfeffert, ist es ein Einfaches, sich abzugrenzen, indem man sich bescheiden gibt. Understatement ist letztlich nur eine kenntnisreichere Form von Prahlerei. So ganz ohne allerdings ist meine Pfeffermühle sowieso nicht: Sie hat immerhin ein Mahlwerk von Peugeot.»

«Von Peugeot? Der Autofirma? Na, warum nicht! Yamaha produziert ja auch Motorräder und Klaviere, und die Peugeot-Chefs werden sich eben gedacht haben, wenn mal wieder eine Ölkrise kommt, dann haben wir noch ein zweites Standbein, denn wenn die Leute nicht Auto fahren, sitzen sie zu Hause, und wonach gelüftet ihnen dort? Nach dem Pfeffern ihrer Speisen und Getränke.»

Ich erwähnte daraufhin, daß man auch Dinge aus dem Non-Food-Bereich pfeffern könne, und erzählte eine Geschichte, die sich vor einigen Jahren in Österreich zugetragen haben soll. Ein dort ansässiger Fakir beabsichtigte, um in die Medien zu kommen, im Auto von Salzburg nach Wien zu fahren, und zwar auf Glasscherben sitzend und, natürlich, mit blankem Po. Um die Medienleute noch mehr anzustacheln, hatte er angekündigt, die Scherben mit Gift zu beträufeln, doch diese Form der Reizsteigerung wurde seitens des als Sponsor auftretenden Autoherstellers abgelehnt. Da hat der Fakir die Scherben halt gepfeffert. Zusätzlichen Pfiff hätte die

Story nun gewiß, wenn es sich bei dem keine Bedenken gegen das Pfeffern der Scherben hegenden Autohersteller um Peugeot gehandelt hätte, aber leider ist nicht überliefert, welche Firma es war. Du sagtest dann, die Geschichte hätte ich schon einmal erzählt, und ich meinte, mein Gott ja, wenn man sich so lange kennt ...

Wir gingen nun rüber ins Wohnzimmer, wo uns das Pfeffermühlenthema zwar aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn kam. Wir erörterten also noch eine Weile die möglichen historischen Wurzeln des sonderbaren Mühlenwachstums; mit der Begründung indes, auch die Menschen würden ja immer größer werden und daher entsprechend größere Küchenwerkzeuge benötigen, konnten wir uns nicht zufriedengeben. Schließlich seien Muskatreiben und Eierstecher bisher nicht auf Theaterrequisitengröße angeschwollen; die einzigen Gerätschaften, bei denen sich eine ähnliche Entwicklung wie bei Pfeffermühlen abzeichne, seien vielmehr Korkenzieher, da gebe es auch immer unhandlichere und kompliziertere Modelle. Vermutlich, fuhr ich fort, habe das Größerwerden der Pfeffermühlen eine ganz einfache Erklärung: Es habe wohl, in alter Zeit, ein jedes Restaurant nur eine Mühle gehabt, und die habe sich jeweils am Tisch jenes Gastes befunden, der als letzter nach ihr verlangt hatte. Geschah es nun, daß noch andere Gäste um Nachpfefferung buhlten, wollte der Kellner nicht erst lange das Lokal durchschnüffeln, um herauszufinden, wo die Mühle zuletzt vor Anker

gegangen war. Also wurde ein befreundeter Drechsler beauftragt, ein Riesenteil anzufertigen, das man auch vom entferntesten Winkel des Schankraumes aus ohne Adlerraugen erkennen konnte, und der menschliche Nachahmungsdrang tat sein Übriges.

Du schienst in der Folge nicht besonders daran interessiert, deinem Schädel alternative Theorien über dieses Sujet abzutrotzen, meinstest, ja, das könne gut so sein, wie ich es eben ausgesponnen hätte, und um nun der Gefahr entgegenzuwirken, daß der Abend in verlegenem Räuspern verrönte, fragte ich dich rasch, ob du in letzter Zeit irgendwas Wildes erlebt hättest.

«Wild», sagtest du, «was ist schon wild!» Aber du habest die Antrittsvorlesung von Lorient besucht, der ja jetzt Professor an der Universität der Künste geworden sei, und da habest du halt mal gucken wollen. Fein sei der Vortrag gewesen, die Veranstaltung als ganzes freilich leicht herunterziehend, und zwar allein wegen der Fragen, die im Anschluß von Studenten gestellt worden seien. Man müsse sich das einmal vorstellen: Da referiere ein kluger und berufener Mann über das in der Tat viel Klugheit und Berufenheit erfordernde Thema, wie sich Humor und Komik zueinander verhalten, und die erste Frage, die aus den Reihen der Zuhörer kommt, laute: «Was is'n Ihre Lieblingsstadt?» Die zweite war: «Müssen Sie auf Parties eigentlich immer Witze erzählen?» und die dritte: «Woher kommt eigentlich der Name Lorient?»

Zumindest letzteres hätte man doch im Vorfeld recherchieren können, meinstest du, wozu gebe es denn das Internet, und daß die Studenten einen prollig konsumistischen Eindruck gemacht hätten und sogar «Bauchfrei Babes» im Auditorium ausfindig zu machen gewesen seien. Gewiß, dir sei durchaus bekannt, so fuhrst du fort, daß zu allen Zeiten von denen mittleren Alters Klage über die Nachgeborenen geführt worden sei, und auch, daß solche Klagen zu allen Zeiten unberechtigt waren, aber was, wenn es sich bei den derzeit Anfangszwanzigjährigen um die allererste Generation der Geschichte handele, bei der die klassische Klage berechtigt wäre? Immerhin hätten diese Leute ihr gesamtes Leben im Schatten des Privatfernsehens verbracht.

Ich erwiderte darauf, daß es sicherlich manchen Anlaß zu Kulturpessimismus gebe, aber ein paar unbedarfte Fragesteller in einem Auditorium sollten niemanden verdrießlich stimmen. Du müßtest doch eigentlich noch aus der Schule wissen, daß diejenigen, die sich an den Diskussionen im Unterricht am regesten beteiligten, nicht grundsätzlich die hellsten Fackeln waren. Dummheit hört sich gern auf möglichst große Trommeln schlagen. Kluge Menschen sind befangen und schamvoll, es ist ihnen peinlich, einen Raum voll fremder Leute plötzlich mit ihrer Stimme zu beschweren. Ich versuche, bei Veranstaltungen mit angedrohter Diskussionsmöglichkeit rechtzeitig zu entweichen, manchmal geht das aber

nicht. Ich entsinne mich einer Art Seminar, in welchem nach dem Vortrag einer Schriftstellerin ausgiebig dazu animiert wurde, der Dame mit Fragen zu Leibe zu rücken. Alles hat bereits begierig nach der Anrichte mit den Weinflaschen geschielt, niemand etwas wissen wollen, der Veranstalter aber nicht locker gelassen, bis sich ein Herr erbarmte und fragte: «Woher nehmen Sie bloß die Kraft zu schreiben?» Die Autorin stieß daraufhin eine Art Lachschrei aus, was die Stimmung aber gar nicht entkrampfte, im Gegenteil, der Fragesteller fühlte sich nicht ernst genommen, das restliche Publikum bekam Mitleid mit ihm und fand das Verhalten der Dichterin «unmöglich», obwohl diese nach ihrem Aufschrei recht ordnungsgemäß erwidert hatte, daß man zum Schreiben zwar alles mögliche brauche, vor allem Gedanken, Muße und Sitzfleisch, aber Kraft eigentlich nicht. Zwar wäre es nun genaugenommen passend gewesen, zu fragen, woher sie denn, wenn nicht die Kraft, dann eben das viele Sitzfleisch zum Schreiben nähme, aber dies war dringend zu unterlassen, da die Schriftstellerin über eine verschwenderisch aufgepolsterte Leibesmitte gebot. Immerhin hatte man hinterher einen schönen Running Gag. Füllte jemand sein Weinglas auf, wurde er gefragt: «Woher nehmen Sie bloß die Kraft, sich schon wieder einen Wein einzugießen?»

Die abendliche Unterhaltung, der wir uns hier zu entsinnen versuchen, lieber Freund, machte nun einen

Knick. Wir landeten bei Herrenunterwäsche, und so war es ein durchaus plausibler Knick, der uns vom Thema Sitzfleisch zu dessen Verhüllung kommen ließ. Wir äußerten unsere Befremdung darüber, daß oben auf der Vorderseite von Unterhosen heute oft der Name eines Designers steht, denn wir erinnerten uns beide eines alten Brauches aus der Zeit, als die Familienfotos noch gezackte Ränder hatten. Wenn nämlich Knaben damals ins Ferienlager fuhren, mußten sie nach etwa einer Woche ihre Unterwäsche ausziehen, welche auf einen großen Haufen geworfen wurde, um anschließend in der Lagerwaschküche von bittergesichtigen Frauen in hölzernen oder zinkenen Bottichen ausgekocht zu werden. Damit nach der Wäsche jedem Kind wieder der richtige Schlüpfer ausgehändigt werden konnte, hatten die Mütter zuvor Vor- und Nachnamen ihrer Söhne hineingestickt und waren damit einer Form von Freizeitgestaltung nachgegangen, nach welcher derzeitiger Damenwelt der Sinn nicht mehr steht. Riefe man heute eine Freundin an und fragte sie, was geht ab, und es käme die Auskunft, sie würde gerade den Namen ihres Sohns in dessen Slips stecken, dann dächte man doch bei sich: «Auf was für einem finsternen Trip ist die denn?»

Und dennoch kommt es mir, wenn ich heute eine Unterhose trage, auf der «Otto Kern» steht, manchmal so vor, als ob ich die Wäsche eines tödlich verunglückten Lagerkameraden trüge.

«Hier mein Junge», würde es seitens der Lagerleitung geheißen haben, «der arme Otto, der ist leider vom Baum gefallen, aber sein Leibhöschen ist ja noch gut, trag du das mal, deine Mutter ist doch sicher dankbar für jeden gesparten Groschen.» «Olaf Benz» oder eben «Otto Kern» sind schließlich ganz geläufige Namen, so könnte man selbst oder ein soeben ins Reich der Toten einberufener Freund durchaus heißen – daß ich nicht Bruno Banani heiße, kann ich mir indes gerade noch merken. Jedenfalls bevorzuge ich Unterwäsche, deren Name keine Identitätszweifel auslöst, z. B. welche der Firma HOM.

«Es gibt ja heute die unvorstellbarste Herrenunterwäsche», unterbrachst du mich. «Wollt grad sagen!» rief ich und eilte zur Kommode, um mit einem nach spontaner Schätzung zweieinhalb Gramm schweren sogenannten «süßen Nichts» zurückzukehren, einem zwischen Violett und Wiesengrün changierenden, von der Lingeriewelt als «Retro-Short» bezeichneten Stück Wäsche.

«Die Zeiten, in denen sich ein Mann in mittleren Jahren seiner Würde beraubt sah, wenn er etwas trug, auf das man die Bezeichnung «ein süßes Nichts» anwenden könnte, scheinen vorüber zu sein», bemerktest du nun und fügtest mit nicht allzuviel menschlicher Wärme hinzu: «Zumindest in den engen Grenzen *deiner* angemieteten Behausung! Ist das Ding eigentlich durchsichtig?»

«Das scheint nur so – wenn man es trägt, ist es erstaunlicherweise keineswegs transparent, und man sieht zwanzig Jahre jünger aus, höchst bedauerlicherweise jedoch ausschließlich an den Körperstellen, die von der gutmütigen Textilie bekleidet sind. Man sollte sich, um sich die Vorteile dieses Stoffes in größerem Umfang zu nutze zu machen, vielleicht eine Burka daraus schneiden lassen.»

«Dein Humor ist heute ja mal wieder ganz herrlich!» meinstest du, indem du in deiner Spitzheit offensichtlich nicht nachlassen mochtest. «Ein bißchen schade ist es aber schon», fuhrst du fort, «daß man sich derlei – wie du es nennst – ‹Lingerie› normalerweise erst leisten kann, wenn die statistische Kurve, durch welche die Anzahl derer dargestellt wird, die Interesse daran zeigen, einen in Unterwäsche zu betrachten, längst nach unten zu weisen begonnen hat.»

«Nunja, ein bißchen schade ist es schon, allerdings schade auf eine durchaus erträgliche Weise – handelt es sich hier doch um ein höchst allgemeines Dilemma sowohl des menschlichen Lebens als auch der Modebranche. Und ist es nicht so, daß wir einen Zwanzigjährigen in solcher Unterwäsche eigentlich nur dann respektieren, wenn wir ihn auf Werbefotos sehen? In wirklichem Leben würden wir doch eine solche Person entweder für einen Kaufhausdieb halten oder für eine verzärtelte Hu-

sche aus dem Villenvorort, bei der die redensartlichen goldenen Löffel aus sämtlichen Körperöffnungen hervorstecken. So einen würden wir doch innerlich ablehnen! Nein, man muß schon ein paar Jahre – fünf mindestens! – von – ich werf jetzt mal irgendeine Zahl in den Raum – von fünfhundert Euro im Monat leben, und das geht ja auch – Reis und Kartoffeln sind köstlich und wahnsinnig billig –, und wenn man das vollbracht hat, *dann* kauft man sich ein paar vernünftige Lampen und ein anständiges Eßbesteck, und wenn man auch das hat, steigt man endlich in der Pose dessen, der Widrigkeiten trotz, Tücken meistert und in Gruben nicht hineinfällt, als Überlebender also, in die glamourösesten Retro-Shorts. Es muß einem dabei ja keiner zusehen.»

Über das Thema Unterwäschewerbung, deren Betrachtungen für alle Heranwachsenden eine unersetzliche Erfahrung sei, floß das Gespräch zu einigen allgemeinen Bemerkungen über die Welt der Werbung. Wir entdeckten zwei Gemeinsamkeiten. Zum einen lehnen wir beide die in den achtziger Jahren aufgekommene Tendenz ab, Werbung, bloß weil sie sich manchmal der Kunst entlehnter Mittel bedient, als Kunstform zu betrachten, zum andern stellten wir fest, daß wir werbemenschenfreie Bekanntenkreise haben, was für halbwegs umtriebige Großstadtbewohner einen Kraftakt der Abgrenzung darstelle, den wir aber offenbar beide

gemeistert hätten. Klar, wer könnte etwas anderes behaupten, manche Werbung ist schon schön. Ich berichtete von einem Werbespot für eine Nachtcreme, dessen Hauptaussage wie folgt lautet: «Ich kann Nein sagen, wenn es Zeit ist, und nachts sage ich Nein zu den Zeichen der Zeit.» Ich fügte hinzu, das sei ja wohl besser als die meisten Sätze, die aus unseren Literaturhäusern herausdröhnen, worauf du einwarfst, daß du noch nie Sätze aus Literaturhäusern herausdröhnen gehört habest. Da sagte ich: Ich ehrlich gesagt auch nicht, was ich aber noch habe sagen wollen, sei, daß gute Werbung in meinen Augen ein größeres Problem darstelle als schlechte. Ich habe einen generellen Einwand gegen die PR-Branche, den ich erstaunlicherweise noch nie jemand anderen habe äußern hören: daß sich nämlich in der Werbung die Intelligenz verschwendet, die in anderen Bereichen, Politik, Kultur beispielsweise, dringend benötigt wird. Das sei ein toller genereller Einwand, meinstest du daraufhin, seit Jahrzehnten schon habe bei uns kein erstklassiger Autor mehr für das Theater geschrieben, weil all die Guten, die es könnten, ihre Berufung darin sähen, Werbung für Tiefkühlkost zu ersinnen. Na na na, wollen wir mal nicht übertreiben, versetzte ich, aber man muß sich freilich schon überlegen, welches Schicksal einer Gesellschaft blüht, die ihre frischesten Köpfe in der Werbewirtschaft vergeudet, statt sie zu nachhaltigerem Tun anzuhalten.

Wir überlegten hin und überlegten her, aber ein Ergebnis trat nicht zutage. Muß die Gesellschaft also selber herausfinden, was ihr blüht. Soll sie mal schön aufpassen, daß ihr nicht das gleiche Schicksal blüht wie dieser Gesprächsrekonstruktion, nämlich ein jähes Ende!